

Schöne kleine Emigrantin 1933

Ich besuchte die vierte Klasse der Primarschule in Küssnacht bei einem sehr strengen Lehrer. Eines Tages klopfte es in das Grau der Schreibstunde hinein, und als ich verstohlen auf sah, bemerkte ich im Türrahmen drin eine elegante Dame mit ihrer Tochter. Sie war schlank und dunkelhaarig, mit dem kurz geschnittenen Bubikopf der Dreissiger Jahre, und trug zu Jupe und Bluse einen breiten Gürtel aus rotem Lackleder, der ihre schmale Taille betonte und mir über Jahrzehnte hinweg im Gedächtnis haften geblieben ist. Fast hätte ich über ihrem Anblick die Tochter vergessen, aber als sie jetzt auf den ihr vom Lehrer angewiesenen Platz zuzuging, erkannte ich ein auffallend hübsches Gesicht, darüber eine Menge schwarzer, in Shirley Temple-Manier gelockter Haare und ausserdem eine bestechend grazile Figur.

Ich erzählte von ihr am Mittagstisch und berichtete, dass der Lehrer sie «Bubi» rief, aber als ich gefragt wurde, was denn ihr richtiger Name sei, musste ich die Antwort schuldig bleiben. Erst am Abend konnte ich ergänzen, dass sie Kerr oder so heisse, und nun erfuhr ich, dass die Kerrs *deutsche Flüchtlinge* waren, und zwar jüdische, die mit dem Machtantritt Hitlers geflohen waren und nun nach einem kurzen Zwischenhalt in Zürich sich für die nächste Zeit im Hotel «Sonne» am See unten einlogiert hätten. Ferner erhielt ich erste Angaben zur Person Alfred Kerrs, mit denen ich freilich wenig anfangen konnte.

Die Tochter erschien mir damals weit interessanter als der berühmte Vater, und auch diese Zeilen knüpfen nicht an sein Werk an, sondern an ein Buch von ihr mit dem Titel «Als Hitler das rosa Kaninchen stahl», in dem sie die ersten Stationen ihres Exils beschreibt. Staunen und Unverständnis gab es auf beiden Seiten, aber das hatte nichts zu tun mit den historischen Zusammenhängen, die dieses Kinderschicksal nun mitbestimmten.

Was wussten wir zehnjährigen Buben und Mädchen denn von den *Juden*? Gewiss weniger als jedes Kind von heute. Da wir kaum Juden im Dorf hatten, existierten sie für uns vor allem als alttestamentliche Figuren, und so blieb es Hitler vorbehalten, sie für uns als Mitmenschen und Opfer seines Hasses überhaupt erst sichtbar zu machen.

Die Fremdartigkeit des Mädchens kam aus ganz anderen Quellen. *Weltstadt und Dorf trafen sich*. Wir staunten über die gepflegten Zapfenlocken und die

adretten Kleider und fanden das alles furchtbar komisch und unpraktisch. Bubi wiederum wunderte sich über unsere nackten Füße und behauptet zurückblickend, alle Schüler seien barfuss und mit den Schuhen in den Händen zur Schule gekommen, denn hier habe man Schuhe tragen müssen. Es stimmt weder das eine noch das andere und auch dass man ständig und selbst an hohen Festtagen gejedelt, aber nie ein Lied angestimmt habe, ist nicht richtig. Man wird sich als Schweizer daran gewöhnen müssen, in *Pauschalurteile* einbezogen zu werden selbst von Personen, die es auf Grund eigener Erfahrungen eigentlich besser wissen müssten.

Die Klasse bestand offenbar aus Hinterwäldlern und unberechenbaren Marsmenschen, die sich streng in Buben- und Mädchengruppen teilten, körperlich plump und un gelenk waren, die Haare nicht zu pflegen verstanden und nicht einmal wagten, Zuneigungen offen auszudrücken. So bewarfen sie die ahnungslose Fremde auf dem Schulweg mit Kieselsteinen und zuletzt sogar mit den mitgetragenen Schuhen, und das sollte als *Schweizer Liebeserklärung* verstanden werden.

Man erfährt auch Seltsamkeiten über den *Lehrer*. Er war einer der besten des Dorfes, aber die kleine Berlinerin attestiert ihm mangelnde Sprachbeherrschung und fehlerhafte Rechtschreibung. Beides ist unhaltbar bis auf die Tatsache, dass in den Heften gelegentlich Fehler übersehen wurden, nur gälte es zu bedenken, dass eine Durchschnittsklasse von damals sechzig bis siebzig Schüler umfasste und jede Woche zwei Aufsätze geschrieben wurden, die innerhalb weniger Tage korrigiert zurückkamen. Die Präzision einer Berliner Privatschule lag da einfach nicht drin.

Inzwischen konnte man Alfred Kerr selber *im Garten des Hotels «Sonne»* beobachten. Ich sah ihn in dem abgesonderten, nur Hausgästen zugänglichen Teil, wo er in Gesellschaft mehrerer ziemlich laut hochdeutsch sprechender Personen in einem Liegestuhl lag. Allerdings hätte ich in ihm nie den Vater der hübschen Bubi oder den Gatten der rotgegürteten Dame erkannt, wenn man mich nicht ausdrücklich auf ihn aufmerksam gemacht hätte, denn im Kreise dieser Familie wirkte er mit seinen sechsundsechzig Jahren bestenfalls wie ein Opa. Ich hatte gehört, dass er ein berühmter Kritiker sei, durch ätzende Schärfe und Eitelkeit aber viel böses Blut gemacht habe, und Professor Robert Faesi, der Kerr persönlich gekannt hatte und dessen kosmopolitische Art jeden Antisemitismus ausschloss, bestätigte diese Beurteilung noch Jahre später mit gelehrten Ausführungen.

Wenig rühmlich bleibt freilich die auch von der Tochter nie verwundene Tatsache, dass *keine Schweizer Zeitung* Kerr ihre Spalten öffnen wollte. Man hatte ihn hier oft zitiert, redete ihn insgeheim mit «Meister» an, wollte mit ihm aber kein Risiko eingehen. Es hatte dies nichts mit falsch verstandener Neutralität oder auch nur mit Rücksichtnahme auf die neuen Machthaber

Deutschlands zu tun, sondern war wahrscheinlich weit einfacher zu begründen. Man fürchtete seine Konkurrenz und war nicht bereit, den eigenen kleinen Ruhm an seinem grossen versengen oder gar verbrennen zu sehen. Peinlich und deprimierend mutet es an, wenn der einst umschwärmte Literat nicht nur in der Schweiz, sondern später auch in Frankreich und England Absage um Absage erhielt und sich mit den billigsten Verlegerphrasen abpeisen lassen musste. Bitter, sagt Dante, seien die Stufen der Fremde...

Auf die Schweiz fällt immerhin ein Lichtstrahl durch die Person des damaligen Sonnenwirtes *Eduard Guggenbühl*. Der nachmalige langjährige Küssnachter Gemeindepräsident widerstand den Wünschen deutscher Feriengäste, die aus nationalsozialistischer Verblendung heraus das Judenmädchen vom gemeinsamen Spiel ausgeschlossen wissen wollten. Er wies seine eigenen Kinder an, diese Zumutung nicht zu beachten, was die Abreise der Nazianhänger und wohl auch eine spürbare finanzielle Einbusse für den Wirt zur Folge hatte. So klar und geradlinig dachte und handelte damals allerdings nicht jedermann in Küssnacht.

Hier waren auffallend viele Leute anzutreffen, die auf einen Sieg nationalsozialistischer Ideen und Fäuste in der Schweiz hinsteuerten. *Ein Wirrkopf mit verfrühten Gauleiterallüren* spazierte geschneigelt und massgeschneidert durchs Dorf, und ein später als Spion entlarvter Deutscher mit englischem Namen, der eine begüterte Schweizerin geheiratet hatte, mühte sich redlich, seine ganze Familie ins Unglück zu bringen. Auch am Seminar, dem Stolz des bildungsfreudigen Küssnacht, spielten sich unter den Lehrern politische Diadochenkämpfe ab, die bei Kriegsende in einen regelrechten Skandal ausmündeten, und eine «Gesellschaft zur Förderung kulturellen Lebens» trat auf den Plan mit der naiven Absicht, die Schweizer mit Hilfe klassischer Musik für grossdeutsche Annexionsgelüste reif zu machen. In der Seeanlage im «Horn» endlich sang ein junger Historiker das Lob des Neuen Deutschland mit Stentorstimme vor einem verblüfften Publikum.

Auf der andern Seite stellten prominente Emigranten und Halbemigranten, die sich freilich kaum zu Kerrs Jüngern zählten, das Gleichgewicht wieder her. *Thomas Mann* zog in eine elegante, von der berühmten Architektin Lux Guyer erbaute Villa ein, *Bernard von Brentano*, Bruder des späteren westdeutschen Aussenministers und Autor der «Schwestern Usedom» hatte hier seiner jüdischen Frau wegen Wohnsitz genommen, ohne darüber recht froh zu werden, und *Sigrid Onégin* besass ebenfalls eine stattliche Villa, aus deren Fenstern heraus man ihren legendären Alt in der ganzen Umgebung hören konnte. Sie bemühte sich eine Zeitlang sogar um das Küssnachter Bürgerrecht, das ihr ein grimmiger Gemeinderat aber nicht gewähren wollte, und die Launen der Zeit brachten sie bald wieder in Kontakt mit der Deutschen Kolonie, womit eine Einbürgerung ohnehin dahinfiel. Sie alle lebten in

ruhiger und vornehmer Bürgerlichkeit, was den Schluss zulässt, dass sie sich umsichtig auf ihr Schicksal vorbereitet hatten oder zum mindesten über mehr Schweizerfranken verfügten als ihr unglücklicher Leidensgefährte. Von der Onégine stammt übrigens die Meldung, dass sich Kerrs Rezensionstil in Amerika nicht habe durchsetzen können.

Indessen war mir der Anblick der schwarzlockigen Bubi nicht lange vergönnt. Nach ein paar Wochen wurde sie in eine höhere Klasse versetzt und unser Lehrer meinte, als *Schülerin einer Berliner Privatschule* sei sie uns gleichartigen Schweizern eben überlegen gewesen. Ich weiss nicht, was meine Mitschüler davon hielten, aber aus meinem eigenen Empfinden heraus vermute ich auch bei ihnen eine Art Kränkung des nationalen Stolzes, und das mag auch das folgende Ereignis erklären.

Ein früher Herbst hatte überraschend den ersten *Schnee* gebracht. Wie immer in solchen Fällen genossen wir ihn, als ob wir seine Erfinder gewesen wären, und als sich die ersten Bälle formen liessen, war auch schon die schönste Schlacht im Gange. Bubi, wie gewohnt in einem hellen Blüschen, kam herzu, und nun hagelte es plötzlich wie auf Verabredung von allen Seiten auf sie ein. Sie flüchtete sofort, aber bereits hatten sie ein paar der nicht ganz reinen Wurfgeschosse getroffen und ihre schöne Bluse sichtbar verunziert, was sie zum sofortigen Rückzug in ihr Hotel veranlasste, obwohl der Morgen noch lange nicht zu Ende war.

Am Nachmittag erschien sie wieder, diesmal flankiert von den Töchtern des Wirts und beschützt von seinem stämmigen Sohn, der die ihm auferlegte Pflicht mit Todesverachtung wahrnahm. Der Lehrer doppelte nach, indem er uns verbot, auf Bubi Schneebälle zu werfen, aber zu einer Bestrafung kam es nicht. Offenbar hatte er die Angelegenheit mehr aus der Sicht eines schlichten Dorflehrers als aus der eines Berliner Privatlehrers heraus beurteilt, und das wirkte sich natürlich zu unseren Gunsten aus. Ob Judith Kerr nicht vielleicht nach so vielen Jahren die Schneebälle vergessen und dafür die fliegenden Schuhe erfunden hat?

Die Küssnacher Zeit scheint übrigens trotz diesem oder jenem Wurfgeschoss nicht die schlimmste im Exil Kerrs gewesen zu sein. Bittere Jahre in Frankreich und England folgten, bis er 1947 nach Deutschland zurückkehrte und hier bereits ein Jahr später in dem noch immer zerstörten Hamburg starb. Ein Bild aus jener Zeit zeigt *einen verwitterten Greis* mit einem komischen, völlig zerbeulten Hütchen über dem zerfurchten Gesicht, der vorsichtig durch Schutt und Asche wandert. Unschwer war in ihm jener damals schon alte Mann zu erkennen, den ich im Hotelgarten in seinem Liegestuhl gesehen hatte und dessen Glanz und Elend das Schicksal Deutschlands während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts dokumentiert. Die Frage des Judentums, die damals in aller Brutalität aufgeworfen wurde, ist auch heute noch ungelöst,

und sie wird auch nicht gelöst werden, wenn sich nicht die einfache Wahrheit durchzusetzen vermag, dass jeder Mensch dem andern als Aufgabe aufgegeben ist. Es würde immerhin schon viel bedeuten, wenn man sich wenigstens jenes Wort zu Herzen nehmen wollte, das der unvergessene Zürcher Pädagoge *Carl Helbling* einmal spontan ins Gespräch warf: «Antisemitismus, das ist doch ganz einfach Dummheit!»

Hans Guggenbühl